

»Werden Sie auch nicht. Das ist vermutlich einer der Vorteile, wenn man reich ist. Die Leute fragen einen, bevor sie etwas abdrucken. Außerhalb der Familie wissen nur der Kommissar und sein Vorgesetzter, Fräulein Pfaffenbach und Herr Kreutzmann Bescheid.«

»Und die Entführer. Wer ist Kreutzmann?«

»Ein Geschäftspartner von Papa – früher jedenfalls.« Das Verhör begann sie offenkundig zu langweilen. »Jetzt hat jeder sein eigenes Unternehmen, aber sie sind noch immer miteinander befreundet. Er hat Papa geholfen, das Lösegeld aufzubringen.«

Die verbogene Zigarette zog nicht richtig; aus einem Riss in der Mitte drang Rauch. Sie drückte die Zigarette im Aschenbecher aus und beobachtete sie dann, ganz so, als würde das Ding Pläne hegen, sie noch weiterhin zu ärgern.

»Glauben Sie, der Wunsch, das Geld zurückzuholen, ist der einzige Grund, warum Ihr Vater möchte, dass Sie sich an das Geschehene erinnern?«

Die Frage schien sie zu enttäuschen; anscheinend versagte ich vor ihr auf irgendeine mystische Weise.

»Wie Freud-mäßig von Ihnen, mich ausgerechnet *das* zu fragen, Doktor. Sagen Sie mir das doch. Ach, es könnte natürlich auch Papas große Achtung vor Gesetz und Ordnung sein, die Schurken müssen der Gerechtigkeit zugeführt werden blablabla, aber es hat einfach den Anschein, dass meine Gefühle nicht so wichtig sind, wenn er die Entführer schnappt und das Geld zurückbekommt. Oh, dabei fällt mir ein, es gibt noch jemanden...«

»Noch jemanden?«

»Noch eine Person, die Bescheid weiß. Sein Name ist Norbert Kiefer, und er ist Privatdetektiv. Er versucht aber nicht, die Entführer zu fangen, sondern nur, das Geld wiederzubeschaffen. Ich begreife aber nicht, wie er das eine ohne das andere erreichen will.«

Das Ganze klang sehr merkwürdig. Es war wie ein Puzzlespiel mit einer ganzen Reihe zusätzlicher Teile, die offenkundig nicht dazugehörten – aber vielleicht eben nur für mich. Ich hatte plötzlich eine Eingebung. Der Grund dafür, dass alles so verwirrend erschien, musste der sein, dass es sich um die Mitte eines Ereignisses handelte und nicht um sein Nachspiel; dieses Gefühl war völlig irrational, aber so stark, dass ich es nicht unterdrücken konnte.

Sie starrte immer noch in den Aschenbecher.

»Und was möchten Sie am liebsten in der ganzen Sache unternehmen?«, fragte ich.

»Spielt das eine Rolle für Sie?«

»Natürlich nicht. Ich frage nur, damit ich Ihnen, wenn Sie antworten, widersprechen kann.«

Sie grinste. »Oh. Na ja, ich möchte...« Sie wies mit einem Nicken auf die Glasschiebetüren zur Terrasse. »Ein schöner Tag. Ich wünsche mir die große Besichtigungstour.«

Ich stand auf. »Nicht die Antwort, die ich mir erhofft habe, aber sie wird wohl für den Moment genügen müssen.«

Als wir hinausgingen, flüsterte sie: »Einen Widerspruch kann ich das wohl nicht nennen. Eher ein Murren.«

Es war einer jener Tage, an denen es Vergnügen machte, im InPerf – wie das Institut von den Beschäftigten genannt wurde – zu arbeiten. Klar und sonnig, und ein leichter Wind aus Richtung der Isar hinderte den Smog von München daran, zu uns heraufzudringen.

Links vom Weg saß Lydia mit einer Gruppe auf dem Rasen.

»Was treiben die denn?«, wollte Anna wissen.

»Doktor Kramer hält eine Meditations-Sitzung ab.«

»Transzendental?«

»Okzidental. Wir geben uns Mühe, Etiketten und Warenzeichen zu meiden, und bleiben bei den Grundlagen. Der Geist als Rohmaterial ist so ziemlich überall gleich, woher er auch kommt.«

Sie warf mir einen seltsamen Seitenblick zu. »Wenn sie meditieren – angenommen, sie haben Angst vor etwas, verschwindet die dann?«

»Kommt darauf an, wovor sie Angst haben. Die meisten Menschen fürchten ihr eigenes inneres Ich mehr als alles andere, und die Meditation zwingt einen oft, sich diesem Ich zu stellen. Es kommt also, wie gesagt, darauf an.«

Wir gingen die schmiedeeiserne Treppe zum Isar-Ufer hinunter, und er lag seltsam verlassen da. Dieser Teil war theoretisch unser Privatbesitz, aber wir waren da nicht so streng.

»Sie reden gar nicht wie ein Psychiater«, meinte Anna unvermittelt.

Ich tastete mich ab. »Muss mein Diplom im Büro vergessen haben«, sagte ich. »Wie redet denn ein Psychiater?«

»Würdevoller, möchte ich sagen.«

»Können Sie überhaupt Vergleiche anstellen?«

Sie bückte sich nach einem Pfennig. Gebückt sagte sie: »Ich gehöre nicht zu den LMU-Studentinnen mit einem Analytiker dreimal in der Woche nach den Vorlesungen.«

Versonnen betrachtete sie die Münze. »Hören Sie auf damit... Hören Sie auf, so verknöchert tun zu wollen, älter zu sein, als Sie sind.«

»Ich bin siebenunddreißig. Außerdem scheine ich mich zu erinnern, dass mich vor wenigen Augenblicken jemand dafür kritisiert hat, weil ich nicht verknöchert genug wirke.«

Sie versuchte, sich schnell aufzurichten, aber sie war zu lange gebückt gewesen, verlor das Gleichgewicht und kippte um. Ich packte ihren Arm mit einer Hand und hob den Pfennig mit der anderen auf.

Als sie wieder stand, gab ich ihr die Münze, und sie sagte: »Danke. Für einen alten Mann haben Sie gute Reflexe.«

»Meine Kraft ist die von tausend – na ja, Sie wissen schon.«

Wir gingen weiter. Merkwürdigerweise hielt sie den Pfennig nun an ihr rechtes Ohr.

»In einer Münze hört man das Rauschen des Flusses nicht«, betonte ich höflich.

Anna nahm sie vom Ohr. »Sie sind kein Romantiker.«

»Oh, das bin ich durchaus, aber nur in Gegenwart ganz bestimmter, ausgewählter Patienten.«

Sie steckte den Pfennig in eine Tasche ihrer Cordhose und tanzte davon, das steinige Ufer entlang.

»Bin ich eine ganz bestimmte, ausgewählte Patientin?«, rief sie.

»Ich weiß noch nicht mal, ob Sie überhaupt eine Patientin sind, Punkt«, rief ich zurück.

Sie blieb plötzlich stehen und funkelte mich an. »Warum nicht? Stimmt was nicht mit mir?«

Da musste ich erst nachdenken. »Die Art, wie Sie Fragen stellen«, erklärte ich, »macht es unmöglich, sie zu beantworten.«

»Also weichen Sie ihnen aus«, stellte sie fest, als ich sie einholte.

»Ich weiche nicht aus. Hören Sie, Anna, ich muss mir vor allem Ihre Krankheitsgeschichte ansehen. Und mit Ihrem Vater muss ich auch sprechen.«

»Viel Glück. Hoffentlich haben Sie mehr Erfolg als ich. Warum *müssen* Sie das eigentlich?«

»Hintergrund-Information. Und ich muss ihm erklären, was es bedeutet, wenn Sie meine Patientin werden. Dass Sie beispielsweise bei uns einziehen müssen...«

»Oh, prima. Bei Ihnen?«

»...und dass Ergebnisse eine Weile auf sich warten lassen werden, wenn sie überhaupt kommen; und dass ich für gar nichts garantieren kann, jedenfalls nicht in diesem Stadium.«

»Das wird ein Knüller«, meinte Anna. »Wenn Sie Papa erklären, dass es ihn eine Stange Geld kostet, wieviel hier eben verlangt wird, und dass er dafür vielleicht gar nichts bekommt... das wird ihm gefallen.«

»Er muss die Fakten erfahren. Sie wären ohnehin nicht dabei. Das wird allein zwischen mir und Ihrem Vater ausgetragen.«

Sie schnitt eine Grimasse. »Die beiden Erwachsenen entscheiden über das Schicksal des Problemkindes? Die beiden Papis? Der richtige Papi, der sich keinen Deut um seine Tochter schert, und der falsche Papi, der...« Sie verstummte, als sie begriff, wohin ihre Worte führten.

»Nein, nichts dergleichen«, sagte ich hastig, »und das wissen Sie auch ganz genau. Das ist rein geschäftlich und hat mit Ihnen so viel zu tun wie der Preis vom Heftpflaster mit einer Schnittwunde.«

Wir gingen zurück zur Treppe.

»Es tut mir leid«, sagte Anna nach einer Pause. »Manchmal verdrehe ich die Dinge.«

»Nur manchmal?« Ich lächelte.

Sie lächelte auch. »Für Sie, Doktor, ganz besonders. Für Sie vielleicht die ganze Zeit.«

Zweites Kapitel

Als Anna davongefahren war, einen dicken Streifen Michelin-Gummi hinterlassend, ging ich in die Kantine, um mein Leid in einer Leberkässemmel zu ertränken.

Lydia war auch da und winkte mich an ihren Tisch.

»Hallo, Schatz«, sagte sie. Lydia ist nicht für ausgesuchte Förmlichkeit bekannt. »Wer war das Mädchen, mit dem ich dich gesehen hab'?'«

»Das war kein Mädchen, sondern meine *Patientin* – das heißt, sie könnte es werden.«

»Aha«, kicherte Lydia, »Patientin nennt sich das, nicht mehr Studentin. Was ist los? Lässt dein Glanz derart nach, dass du wieder die Kranken heilen musst?'«

»Du willst mich ja bloß ärgern.«

»Ich würde das nicht tun, weißt du«, meinte sie. »Denn das hieße doch, in einem Fass auf Fische schießen.« Bevor ich das eindeutig als Beleidigung einstufen konnte, fuhr sie fort: »Ein hübsches Ding ist sie in der Tat.«

»Kann schon sein.«

Diesmal stieß sie einen kleinen Schrei aus und klatschte freudig in die Hände. Es war eine sehr unwürdige Vorstellung, und ein paar Leute drehten sich nach uns um. Ich aß meine Leberkässemmel und versuchte den Eindruck zu erwecken, als sei ich mit der Semmel beschäftigt und nicht mit ihr.

»So, so«, sagte sie nach einer Weile. »Ich glaube beinahe, ich entdecke doch Anzeichen von Leben in dir.«

»Machst du nicht eine ziemlich große Sache aus etwas, das du zehn Sekunden lang aus dem Augenwinkel heraus gesehen hast?'«

»Ah, aber ihr seid wirklich ein schönes Paar gewesen, so Hand in Hand.«

Hatte ich Annas Hand gehalten? Vermutlich – aber der Boden bei der Treppe war schließlich ausgesprochen uneben.

»Bitte, kompliziere mir mein Leben nicht noch mehr, meine Liebe. Ich muss morgen bei ihrem Vater wegen ihrer Therapie vorsprechen, und das wird für die voraussehbare Zukunft kompliziert genug sein.«

Lydia erbarmte sich meiner. »Na gut, dann Schluss mit dem Spielchen. Wie steht es mit ihr?'«

»Sieht derzeit nach traumatischer Amnesie aus – aber es gibt ein paar merkwürdige Aspekte in diesem Fall, und deshalb bin ich mir nicht ganz sicher.«